

Friedrich Schiller und die Freundschaft

Autor(en): **Schulthess, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1940-1941)**

Heft 24

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672884>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

hier, vor der sie so durchaus ohne seelische Teilnahme standen, einst ans selige Licht des Lebens gelangt. Alles widerte mich an, die Höhenfeuer, das Pulverknallen und Straßengelärme, die ganze Welt.

In der Nacht vor dem Begräbnis bekam ich einen schweren Asthmaanfall. Hustend und atemringend hörte ich am Morgen das Gepolter der Leichenträger und das Vernageln des Sargdeckels. Ein gütiger Handwerker soll endlich gesagt haben: „Nehmt doch Schrauben, daß es nicht so heillos durchs ganze Haus poltert!“

Es schneite wie mitten im Winter. Ich wurde ins untere Mattlihaus gebracht, ins Zimmer und Bett meines lieben Kameraden, der nun schon an der Innsbrucker Universität studierte. Von da hörte ich das feierliche Glockengeläute. Mühsam erhob ich mich im Rissen, um den Wegzug meiner Mutter aus dem Hause zu sehen und den Sarg zu grüßen, worin sie zu Grabe getragen wurde. Aber im wilden Schneefloß konnte ich nichts erkennen. Da fiel ich ins Rissen zurück und spürte zum erstenmal deutlich, was mich dann durchs ganze Leben nie mehr verließ, daß ich eine Waise und fort dann ganz allein auf meine zwei schwachen Füße gestellt sei.

Die gütige Mattlifrau, die Ratsherrin, pflegte mich wie ihren eigenen Sohn. Dann ging ich bald wieder ins Gymnasium. Die Verwandten hatten uns geraten, den Konkurs über uns ergehen zu lassen. Aber meine schönen Stipendien und die rührige Arbeit der Schwestern hielt uns aufrecht. Es war, als ob die Mutter uns unsichtbar weiterhelfe.

Indessen eine gewisse Schlingelhaftigkeit, nicht des äußern Benehmens, sondern des innerlichen Wesens, eine Art rauhes Burschentum der Seele,

eine ungerregelte Hitze des Blutes überkam mich nun um diese Zeit, da ich auch schon großartig zum Barbier ging. Die weiche und doch so starke Hand der Mutter fehlte, und das süße Knabentum war endgültig abgetan. Aber wenn sich nun außen und innen Stürme erhoben, so besaßen sie doch nie Kraft genug, um das Abschiedswort der Mutter zu ersticken: „Zieh' doch jetzt die bessern Hosen an!“ Durch allen Dampf und Lärm der kommenden Jahre hörte ich diesen Ruf, und er wird mich bis zu jenem radikalen Kleiderwechsel begleiten, wo sich Vergängliches und Unvergängliches scheiden.

*

Am Fenster! schrieb ich eingangs, und wenn ich diese Kapitelchen überschau, dünkt mich wahrhaft, ich sei bei allem Geschehen der bewegten Kindheit doch weitaus die meiste Zeit in wohligh müßigem Grübeln, untätig, ins Blaue guckend, mehr Zuschauer als Mitspieler gewesen, das Leben, wie es unabweisbar mir immer näher und schärfer auf den Leib rückte, mehr mit den Augen als mit den Händen ergreifend.

Aber jetzt spürte ich doch einen kühlen Wind im Rücken. Aha, die Türe war aufgegangen, genagelte Schuhe und ein Reifestecken lagen auf der Schwelle und eine Gestalt, deren Namen und Gesicht ich nicht recht erkannte, stand draußen, streckte den Arm und rief: Heraus, Svätterlibub, aus der Traumstube, ins Leben! Ich bin dein Schicksal. Gib mir die Hand!

Und da gab es kein Sträuben mehr. Ich band die Schuhe fest, packte den Stock und sprang — oder huschte ich nur so halbwegs? — auf die lange, laute Straße hinaus.

E n d e.

Einer unvergeßlichen Jugendgefährtin.

Als ich noch an deinen lieben Händen
Durch verträumte Tage lief,
Blüte für uns allerenden
Glück und Traum,
Und das Leid der Zukunft schlief.

Und dann bist du kaum erblüht!
Jahre sind seitdem vergangen...
Kleine Flamme, allzu früh verglüht,
Wie ein Lichtlein
Bist du flackernd ausgegangen.

Peter Kilian.

Friedrich Schiller und die Freundschaft.

Von Dr. H. Schultheß.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts war die Zeit eines ausgeprägten Freundschaftskultus. Durch den Pietismus, jene Form der Religion,

die das Gefühlsleben an Stelle des bloßen Verstandes betonte, war eine seelische Wärme über das deutsche Volk gekommen; man scheute sich

nicht mehr, sein Herz sprechen zu lassen und seinen Empfindungen Ausdruck zu geben. Manchmal artete das fast zur Empfindsamkeit und allzu großer Reizbarkeit aus. Das muß auch von der Pflege der Freundschaft gesagt werden, die sich als eine Außerung dieser neuen Einstellung auf dem weltlichen, natürlichen Gebiete darstellt. Besonders künstlerisch veranlagte Naturen huldigten der Freundschaft. Die Dichter, die sich zu Bünden zusammenschlossen, von denen der 1772 in Göttingen gestiftete „Hainbund“ der bekannteste ist und u. a. Hölth und Gleim zu seinen Mitgliedern zählte, verherrlichten in ihren Gedichten dieses innige Verhältnis der gegenseitigen Sympathie und natürlichen Zuneigung von Menschen. Manch einer hat auf der Universität einen eigentlichen Freundschaftsbund geschlossen mit viel äußern Förmlichkeiten und dem größten Nachdruck. Manch einer dieser Bünde hat auch das ganze Leben durchgehalten und beiden Teilen reichen Nutzen gebracht. Es kann nicht anders



„Die Bürgschaft“:
Moeris trifft im letzten Augenblick ein.

sein, als daß auch einer der größten Dichter der damaligen Zeit, Friedrich Schiller, von dieser Geistesströmung beeinflusst wurde. Er vereinigte ja nur in gewissem Sinne viele schon vorhandene Tendenzen und Richtungen in seiner Person, und sein Werk brachte sie zur Vollkommenheit. So ist es auch mit der Freundschaft. Wie man Schiller den Dichter der Freiheit nennt, so könnte man ihn auch in nicht viel kleinerem Maße den Sängers und Verherrlicher der Freundschaft, dieser edlen und seltenen Gabe des Menschenlebens, nennen. Wenn er die Freundschaft so besang, so geschah das auch, weil er sie wirklich erlebte. Kaum ein Lebensweg wie derjenige des schwäbischen Dichters weist solche Proben wirklicher Freundschaft und opferungsvoller Hingabe auf. Der Schiller etwa gemachte Vorwurf, er schweife in seinen Dichtungen auch gar über die nüchterne Wirklichkeit hinaus, er sei zu „idealistisch“, trifft wenigstens in Beziehung auf diese Seite seiner Dichtung nicht zu. Kaum viel weniger als die Gestalten seiner Dramen oder wie seine Gedichte es schildern, hat Schiller an sich selber Freundschaft erfahren. Sein Lebenswerk wäre nicht so zustande gekommen, wenn dem oft schwer Kämpfenden und Ringenden nicht teure, selbstlose Freunde zu Hilfe gekommen wären.

Jedermann kennt das Gedicht „Die Bürgschaft“. Der Freiheitsheld Moeris, der seine Vaterstadt von dem Tyrannen erlösen will, erwirkt sich vor der Hinrichtung, daß er in seinen Wohnort reisen und dort seine Sachen ordnen könne. Als Bürge für das Wiedererscheinen stellt sich der Freund, der die Strafe statt seiner erdulden müßte. Widrige Umstände — Überschwemmungen, die die Brücken wegreißen, Überfall durch Räuber — erschweren die Rückkehr. Es scheint schon zu spät, als er endlich der Stadt wieder ansichtig wird, und versucherische Zusprache will ihn auf seine eigene Rettung Bedacht nehmen lassen, was er aber von sich weist:

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht,
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht.
Er schlachte der Opfer zweie,
Und glaube an Liebe und Treue.“

Auch der Freund hat keinen Augenblick an der Treue des Verurteilten gezweifelt und ist sich nicht verraten vorgekommen. Durch soviel edle Gesinnung entwaffnet, erläßt der Tyrann die Strafe und sagt: „Ihr habt das Herz mir bezwungen,

und die Treue, sie ist kein leerer Wahn. Ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der Dritte." Eines der Frühgedichte des Dichters trägt den Titel „Freundschaft“. Er leitet sie darin ab von der im Weltall herrschenden Einigungskraft und feiert sie:

„War's nicht dies allmächtige Getriebe,
Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
Unsre Herzen aneinander zwang?
Raphael, an deinem Arm — o Bonne!
Wag auch ich zur großen Geistessonne
Freudig, mutig den Vollendungsgang.“

Bekannt sind auch die Stellen in den Gedichten „An die Freude“ und „Die Ideale“.

„Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein.
Ja, wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund.“

Worauf der Chor antwortet:

„Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie.
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.“

In den „Idealen“ wird die Freundschaft ebenso schön und sinnig charakterisiert. Sie ist es, die (neben der Arbeit) nach allen Enttäuschungen des Lebens uns bleibt und der Seele Sturm beschwört.

„Von all dem rauschenden Geleite,
Wer harrete liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend teilest,
Du, die ich früher sucht und fand.“

Als Schiller diese Verse dichtete, hat er den Wert treuer Menschen schon an sich erfahren, eines Mannes, des Musikers Andreas Streicher und einer edlen Frau, der Frau von Wolzogen. Nachdem in Mannheim seine „Räuber“ aufgeführt worden waren und sich dem im Vaterland unmöglich gewordenen Freiheitskämpfer dort eine neue Position zu eröffnen schien, kam der Rückschlag. Der Leiter des Nationaltheaters, der Freiherr von Dalberg, zog sich vorerst zurück und überließ Schiller seinem Schicksal. Streicher teilte das Letzte mit ihm, und Frau von Wolzogen beherbergte ihn auf ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen. Sicher aber hat das schöne Verhält-



Christian Gottfr. Körner. Schillers Freund.

nis, das Schiller mit Christian Gottfried Körner, Konsistorialadvokaten in Leipzig, dem Vater des spätern Dichters und Helden der Befreiungskriege Theodor Körner, verband, eingewirkt auf seine dichterische Produktion, wie sie in diesen Jahren vor allem die Fortsetzung und den Schluß des „Don Carlos“ zeitigte. Im Dezember 1784 war Schiller in Weimar gewesen, aber die Zeit war für ihn da noch nicht gekommen. Die Vorlesung des ersten Aktes des Don Carlos im Hofkreise trug ihm den Titel eines sachsen-weimarschen Rates ein, wodurch die augenblickliche ökonomische Notlage aber keinesfalls behoben war. Da nahm er das Anerbieten Körners, der mit seiner Braut Minna Stöck und einem andern verwandten jungen Paar durch die Lektüre von Schillers Werken für ihn gewonnen worden war, sich für einige Zeit in seiner Nähe anzusiedeln, dankbar an. Von 1785 bis 1787 wohnte Schiller auf dem Gute Rahnsdorf bei Leipzig, auf dem Körnerschen Weinberg in Loschwitz bei Dresden und auch in dieser Stadt, da Körner dahin übersiedelt war. Im Verkehr mit den liebenswürdigen Menschen verschwanden die Schatten und Bekümmernisse der Vergangenheit völlig. Ein

schönes Verhältnis, das nie getrübt wurde, verband die beiden Männer. Gegenseitig förderten sie sich in ihrer ästhetischen und menschlichen Entwicklung. Körner, der auch ein vorbildlicher Vater war, wie wir aus seinen Briefen an den Sohn entnehmen können, hat vielleicht das Vorbild abgegeben zum Marquis Posa im „Don Carlos“, dem Altern und Erfahrenen des einzigartigen Freundschaftspaares, das die Literatur kennt.

Schon als Knabe hat der Fürstsohn um die Zuneigung des Spielgefährten geworben, aber erst, als er eine grausame Bestrafung, die eigentlich Posa zugekommen wäre, ohne mit der Wimper zu zucken auf sich genommen hat, hatte er sein Herz wirklich erobert. Mit Hilfe des Prinzen, den er gleich gesinnt weiß, will der Malteser seine für die Freiheit der Völker so wichtigen Pläne verwirklichen. Er muß dazu verworrene Wege wählen, die unbedingtes Vertrauen und Glauben des Carlos zur Voraussetzung haben. Dieser überbietet sich auch darin und hätte es dem Freunde verziehen, wenn er zugunsten seiner Ideale ihn geopfert hätte.

„Er hat mich lieb gehabt, sehr lieb. Ich war ihm teuer, Wie seine eigne Seele. O, das weiß ich — Das haben tausend Proben mir erwiesen. Doch sollen Millionen ihm, soll ihm Das Vaterland nicht teurer sein als Einer? Sein Busen war für einen Freund zu groß, Und Carlos Glück zu klein für seine Liebe. Er opferte mich seiner Tugend. Kann ich ihn darum schelten?“

Posa ist überrascht, daß eines Freundes Großmut noch erfinderischer sein könne als seine weltkluge Sorgfalt. Unglücklicherweise enthüllt aber Carlos der falschen Prinzessin Eboli seine Liebe zur Königin, wodurch seine Lage so verschlechtert ist, daß sie Posa nur noch durch die Verhaftung Carlos meistern zu können glaubt. Er zieht sich nun selber dieser verbrecherischen Leidenschaft zur Königin, um die Rache des Königs von Carlos ab und auf sich zu lenken. Posa opfert sich für Carlos. „Das hat ein Freund für den Freund getan.“ Der Prinz wird dadurch auch gereift und ist nun entschlossen seine Mission in Flandern zu übernehmen, doch sind die Würfel des Schicksals schon gefallen, und der Großinquisitor waltet seines Amtes.

Im Jahre 1788 kam Schiller dann als Professor der Geschichte an die neugegründete Universität Jena. Er las über Geschichte, Philosophie und Dramaturgie und hatte großen Erfolg. Nun konnte er mit Charlotte von Lengefeld einen eigenen Hausstand gründen. Ein Wiederauftreten seines alten Lungenleidens stellt aber alles

in Frage. Nur ein gänzliches Aussetzen für einige Jahre könnte hier helfen. Aber woher sollte er auch Mittel dafür hernehmen, wo er schon infolge teurer Kuren sich erneut in Schulden hatte stürzen müssen. Da kam eine wundersame Botschaft aus dem Norden zu dem Vielgeprüften. In Dänemark bestand ein begeisterter Schillerverein. Dazu gehörten auch der Erbprinz Friedrich Christian von Holstein-Augustenburg und der Staatsminister von Schimmelmann. Diese beiden Männer machen nun dem Dichter das Anerbieten der Hilfe. Sie stellen ihm während dreier Jahre eine Rente von tausend Talern zur Verfügung. Dieser Brief ist in seiner Feinheit und seinem Takt so vollendet und ehrt die Spender ebenso wie den Empfänger, daß er wortwörtlich hierher gesetzt werden soll.

„Zwei Freunde, durch Weltbürgerfönn miteinander verbunden, erlassen dies Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genies, der verschiedene Ihrer neuern Werke zu den erhabendsten unter allen menschlichen Zwecken stempeln könnte. Sie finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, welcher das Band ihrer Freundschaft knüpfte und gewöhnten sich bei ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Dieses lebhaftere Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, verteidige uns bei Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit. Ihre durch allzu häufige Anstrengung und Arbeit zerrüttete Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit einer großen Ruhe, wenn sie wiederhergestellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll. Allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücks-umstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollten Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen. Wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen eines Erdballs umfassen. Der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten . . .“

Diese Zeit der Empföndsbarkeit und der Gefühlseligkeit konnte also nicht nur große Worte machen, in Mitleidsempfindungen schwelgen,

sondern Einzelne setzten sie auch in Taten um und gaben leuchtende Beispiele. Schiller nahm das Anerbieten mit bewegtem Herzen an. Nach Verlaufs der angefezten Zeit konnte er, wiederhergestellt, seinen Posten wieder bekleiden und in seiner Produktion der Menschheit weitere unsterbliche Werke geben. Für unsere Frage kommt vor allem noch die großartige Trilogie des „Wallenstein“ in Betracht, wenn sich auch in allen andern spätern und reifern Werken noch Schönes und Tiefes über Freunde und Freundschaft findet. In den „Piccolomini“ und in „Wallensteins Tod“ wird das Problem des ältern Mannes, der Führerpersönlichkeit behandelt, zu der das empfängliche Gemüt des Jüngern in Verehrung und Liebe aufblickt. Dem jungen Max Piccolomini ist Wallenstein unbedingte Autorität und der geliebte Freund, bis er sich von ihm trennen muß, da der große Condottiere des dreißigjährigen Krieges sich mit dem Feinde des Kaisers verbinden, also Verrat begehen will. Welch schrecklicher Zwiespalt erhebt sich dadurch in der Seele des jungen tapfern Mannes, der zudem noch durch die Liebe zu des Feldherrn Tochter gebunden ist. Er will es seinem Vater nicht glauben, als dieser den Verdacht ausspricht und hält es nur für mangelndes Verständnis für des Feldherrn Größe.

„Der Geist ist nicht zu fassen wie ein anderer.
Wie er sein Schicksal an die Sterne knüpft,
So gleicht er ihnen auch in wunderbarer,
Geheimer, ewig unbegriffner Bahn.
Glaub mir, man tut ihm unrecht. Alles wird
Sich lösen. Glänzend werden wir den Reinen
Aus diesem schwarzen Argwohn treten sehn.“

Als Gewißheit über Wallensteins Verbindung mit den Schweden besteht und Max über seine Stellungnahme wieder zweifelnd geworden, die Entscheidung der Geliebten anheimstellt, hält er ihr die Bande der Freundschaft vor, die ihn mit Wallenstein verbinden, die nur der Barbar so ohne weiteres verleugnet.

„Nicht das Große, nur das Menschliche geschehe!
Denk, was der Fürst von je an mir getan,
Denk auch, wie's ihm mein Vater hat vergolten!
O, auch die schönen, freien Regungen
Der Gastlichkeit, der frommen Freundestreue
Sind eine heilige Religion dem Herzen,
Schwer rächen sie die Schauder der Natur
An dem Barbaren, der sie gräßlich schändet.“

Schwer trägt er daran, als er, um der gegen den Kaiser eingegangenen Pflicht zu genügen, sich von Wallenstein trennt und dieser in der Abschiedsstunde den Blick abwendet. Er erkennt die furchtbare Gefahr, in der der Freund ist und doch

gerade nun des fürsorglichen Freundes entbehren muß. Ebenso wahr und überzeugt klingen auch Wallensteins Worte, als ihm Maxens Tod an der Spitze einer tollkühnen Reiterscharen gemeldet wird.

„Doch fühl ich's wohl, was ich in ihm verlor.
Die Blume ist hinweg aus meinem Leben,
Und kalt und farblos seh' ich's vor mir liegen.
Denn er stand neben mir wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröte webend —
Im Feuer seines liebenden Gefühls
Erhoben sich, mir selber zum Erstaunen,
Des Lebens flach alltägliche Gestalten.
Was ich mir ferner auch erstreben mag,
Das Schöne ist doch weg, das kommt nicht wieder,
Denn über alles Glück geht doch der Freund,
Der's fühlend erst erschafft, der's teilend mehrt!“

Die Wallensteintrilogie gelangte zur Einweihung des renovierten Weimarer Theaters zur Aufführung, dessen Leiter Goethe war. Mit ihm verband Schiller eine der schönsten und fruchtbarsten Freundschaften, die die Welt- und Geistesgeschichte kennt. Selten kommt es vor, daß zwei so große in der Kunst exzellierende Geister miteinander harmonieren und einander auch menschlich sehr nahe stehen. Bei den Klassikern von Weimar war es der Fall. Zwar verstanden sie sich — wie es auch sonst bei Menschen oft der Fall ist — nicht sogleich. Bei der ersten Begegnung fand sich Schiller abgestoßen durch das nach außen ablehnende „geheimrätliche“ Wesen Goethes und dieser sich ebenfalls durch Schillers „ethische und theatralische Paradoxismen“. Vom Jahre 1794 an aber wurde die persönliche Bekanntschaft immer mehr zur herzlichen Freundschaft, die über zehn Jahre bis zu Schillers Tode dauerte und beiden Männern zu unserm Heile geistig außerordentlich viel bot. Fast alle dramatischen Gestalten Schillers sind nun durch Goethes Einwirkung mitbestimmt, und dieser wiederum erlebte durch Schiller eine eigentliche zweite Dichterjugend und wurde in seiner Produktion beflügelt. Als Schiller starb, wurde Goethe nach dem Zeugnis des jüngern Voss, der den Briefwechsel der beiden Männer herausgab, tief beeindruckt und weinte. Im „Epilog zur Glocke“ für die Totenfeier Schillers hat er das Bedeutendste über des Freundes hohen moralischen Wert gesagt.

Es tut wohl in der gegenwärtigen Zeit, wo so viel Brutales und Gemeines im Verlauf des Kriegsgeschehens uns beleidigt, das Leben solcher Großen zu betrachten und die hohen Werte in ihren Schriften auf uns einwirken zu lassen.